



VANESSA da  
MATA

BLUMEN  
TOCHTER

LESEPROBE

Roman

List

## Evas Mango

Eine lange, gewundene Landstraße teilt unsere Stadt in zwei Hälften, führt in die Ferne, wohin der Blick ihr nicht folgen kann. Sie verbindet den Süden des Landes mit dem Norden und betont zugleich ihre Unterschiede, lässt Sehnsüchte wach werden. Mitten im Nichts treibt unsere Stadt, gegen Vergessen und Langeweile ankämpfend. Auf den Straßen und in den Höfen sieht man die Alten. Kindergeschrei erfüllt die Luft. Mein Gesicht wendet sich dem Gestern zu, und sofort – als berührten sie noch immer die Gegenwart – erinnere ich mich an vergangene Tage.

Jedes Jahr um diese Zeit kommen die gelb- und rotbrüstigen Aras zu uns, und der Himmel wird lebendig. Zu Dutzenden verschmelzen sie mit den verwaschenen Farben des Horizonts. Das Tohuwabohu, das sie verursachen, reißt alle mit; uns und alles, was bunt und lebendig ist, auch die Zitronen- und Mangobäume, die Mangabeiras und die Avocadobäume.

Fast bekommt man Lust, mit den Aras davonzuziehen. Viele sind es allerdings nicht mehr, sie sind so gut wie ausgestorben. Das stimmt uns traurig. Tatsächlich trauern wir aber nur um Lebewesen, die schön anzusehen sind. Was, wenn es Gürteltiere wären? Wespen? Langusten oder Hyänen? Für uns zählt

nur, was uns bezaubert; die Hyänen mit ihrem scheußlichen, spöttischen, stinkenden Gelächter können sehen, wo sie bleiben. Ich gestehe: Wenn die Aras kommen, würde ich mich gerne unter sie mischen und mit ihnen in den Himmelsgrund hinauffliegen, bis mir die Luft ausgeht.

Ich erinnere mich, wie ich als kleines achtjähriges Mädchen mit meiner vier Jahre älteren Tante Florinda dem Pfad der Feuerameisen folgte, der endlos zu sein schien. Mit ein oder zwei anderen Kindern bildeten wir einen Trupp und machten Jagd auf diese Teufel in Tiergestalt, die unseren Rosengarten zerstörten. Sie stürzten sich auf die Blätter, fraßen sich in gieriger Ignoranz hindurch. Und wir tauchten ein in die Nacht, mit Taschenlampen bewaffnet, den Blick immer auf den Pfad gerichtet. Die Rosenblätter bluteten auf dem Rücken der Tiere, die kein Herz hatten, nur Hunger. Doch sie ließen sich die mühevoll errungene Beute nicht abjagen. Wenn man ihren dicken Hinterleib festhielt und an den Blättern zog, riss man ihnen eher den Kopf ab – was häufig geschah – als die Blätter. Die Blätter hielten sie fest.

Wir Kinder suchten unermüdlich nach den Ameisenhaufen, ohne jemals den ältesten Hügel zu finden, die Mutter aller Ameisenhaufen. Er galt als ein großes Geheimnis, und die Ameisen verstanden es zu wahren. Ihr Heim war ein Heiligtum. Auf ihrer Prachtstraße herrschte nachts immer ein emsiges Treiben – vielleicht war sie als Lebensader wichtiger als unsere Landstraße. Der für diese Nächte typische Duft, ihr Friede, schwebte über uns, legte sich auf unsere Stirnen.

Tante Florinda war für diese Jagd wie geschaffen, sie war ein Jaguar, der seine Beute im Blick behält. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt dieser Aufgabe. Manchmal lief sie richtig schnell, sehr darauf bedacht, nicht mit den nackten Füßen die von den Tieren kahl gefressene, vom unablässigen Hin und Her leicht ausgehöhlte Straße zu berühren. Genauso schwer wie der Aus-

gangspunkt des Gewimmels – und der gewaltigen Zerstörung, die es anrichtete – war seine Mitte zu finden. Das Leben der Ameisen ist ein Mysterium.

Ganze Nächte verbrachten wir mit der Suche, begannen immer da, wo wir in der Nacht zuvor aufgehört hatten. Um den Überblick zu behalten, markierten wir die Stellen mit roten Fähnchen – alles in allem eine elende Plackerei. Entdeckten wir eines der Nester, durften wir uns nach Lust und Laune daran austoben, bevor Gift hineingespritzt wurde, aber nie fanden wir den allerersten Hügel, nach dem wir so verzweifelt suchten, nie das Versteck der Königin. Zu unserem Vergnügen malte meine Tante uns aber aus, wie das Ende der Schlacht aussehen könnte. Der Fund würde mit Kerosin übergossen werden, oder wir würden zuerst einen Knallfrosch auf ihn werfen. Dann käme der Alkohol – eine gewaltige Explosion, verursacht von einem selbstgebastelten Sprengkörper –, und das war's! Wir würden den Viechern einen Krieg liefern, dass ihre unförmigen Körper nach allen Seiten flogen. Das wäre der Anfang vom Ende. Auf dem Weg nach Hause hüpfen und sprangen wir und atmeten die Luft der Sieger: fein und rein. Frisch.

Unser Garten war bunt und abwechslungsreich: Rosen für die Sakristei, Blumen für die Arztpraxis, für das Schulsekretariat und für Beerdigungen. Todesfälle waren eher selten in der Stadt, aber wenn sie auftraten, dann immer gleich gehäuft, »siebenhundert auf einmal«, pflegten die alten Leute zu sagen. Da auch kaum Kinder geboren wurden, blieb die Zahl der Einwohner gleich. Was die Alten in ihrer Angst maßlos übertrieben, war in Wirklichkeit nur der ganz normale Zyklus des Lebens ... oder des Todes. Und dann waren da auch noch die Privaltäre in den Gassen, die ebenfalls mit Blumen geschmückt wurden. Unser Garten produzierte genug für alle, selbst für die fast zwei

Dutzend Ameisenpfade, die wir Monat für Monat zerstörten. Er umfasste zwei Alqueires, also etwa acht Hektar (was uns aber mindestens zweimal so groß vorkam), und die Stadt wurde reicher und schöner durch ihn.

Damals fand ich die harte Arbeit lästig, die Blumen zu versorgen, einen Sack Dünger auf dem Rücken zu schleppen, immer schmutzig von Erde, Blättern und Zweigen und von spitzen Dornen zerstoichen. Als ich größer wurde, entwickelte ich ein Gespür für jede einzelne Rose, für ihr Wesen, für ihre Botschaft, den Atem, den sie verströmt, die Liebesgeschichten, die sie wiederbelebt, den Zauber, den sie verbreitet. Die Schönheit der verschiedenen Sorten. Man kann eine Blume nur mit dem Herzen betrachten, eigentlich ist es das Herz, das sie erkennt. Hätte ich das früher gewusst, es hätte mir weniger ausgemacht, sie alle zu schneiden, ihre dicken Stängel zu kürzen und die kranken Blütenblätter abzupfen.

Jeden Abend nach der Arbeit wartete Tante Margarida, Florinda's ältere Schwester, vor dem Haus auf uns. Sie saß auf einem alten Stuhl, dessen Sitzfläche im Laufe der Zeit die Form ihres Gesäßes angenommen hatte, lachte über unsere Jagd auf das Ungeziefer und sagte mit Donnerstimme, die sie von Kopf bis Fuß erbeben ließ, immer das Gleiche:

»Das kommt davon, wenn man Tag für Tag nichts Besseres zu tun hat. Morgen drücke ich jedem von euch eine Hacke in die Hand, dann könnt ihr auch noch den Garten vom alten Tenório umgraben, der ist voller Unkraut und Gestrüpp. Na, was haltet ihr davon?«

Worauf Tante Florinda schnippisch antwortete, ihr mache es Spaß, uns zuzusehen, unser Vergnügen sei auch das ihre. Ihr Leben schien so eintönig zu sein, dass sie von den Gefühlen der anderen zehrte.

Margarida war gerade achtzehn geworden und damit im rich-

tigen Alter für die erste und letzte Liebe. In den Großstädten nimmt man es mit den Traditionen nicht mehr allzu genau, aber bei uns war das anders. Viele kleinere Städte sind der Vergangenheit noch heute verpflichtet, den festen Strukturen, die die Gesetzlosigkeit in Schach halten und Ausbrüche aller Art verhindern. An diesen Orten ist die Zeit stehen geblieben, die Menschen führen ihre kleinlichen Zwistigkeiten und Intrigen fort, lieben ihr Inseldasein, achten darauf, dass immer und überall der Schein gewahrt wird.

Auch Margarida wahrte bei der Vorbereitung ihrer Hochzeit, die der Leidenschaft einen Rahmen bot, den Schein.

»Ein vielversprechender junger Mann von hier«, sagte sie, »der alles hat, was sich eine Frau von einem Mann wünschen kann.«

Wenn sie seine Vorzüge aufzählte, kam sie ins Schwärmen. Es waren: seine Schönheit, die machte, dass man gut gelaunt neben ihm einschlief und wieder erwachte; seine Freundlichkeit und Zärtlichkeit, so dass man sich nach ihm sehnen konnte; seine vorgebliche Treue, die einen dazu bewog, ihm den ersten Seitensprung zu verzeihen und zu glauben, dass es nicht zu einem zweiten kommen werde; die Klugheit, mit der er die weiteren vor einem verbarg; seine Offenherzigkeit, die einem all die hässlichen Dinge verriet, die einem sonst erst das Zusammenleben enthüllte; seine schöne Stimme, das anziehendste Attribut eines Mannes, mit der er einer Frau am Telefon wie die Radiosprecher verführerische Dinge ins Ohr hauchen konnte; und zu guter Letzt seine Entschlossenheit, eine angesehene Arbeit zu finden, ein wichtiger Garant für das Fortbestehen der Liebe in einer Ehe. In der Tat ein respektabler Mann! Zu alledem führte er ein zurückgezogenes Leben, während die Klatschbasen unermüdlich Dinge erfanden als Ausgleich dafür, dass nichts geschah.

Über diese Frauen hieß es in der Stadt, dass bei ihrer Beerdigung alles, was sie anderen angetan hatten, ans Licht käme. Die

Zunge einer Klatschbase würde sich wie ein eng beschriebenes Pergament entrollen und von ihren bösen Taten künden. Im Tod würde sie sich auflehnen und aus dem Körper herausschlüpfen, um auf Karren, Wagen oder Kutschen neben dem Sarg herzufahren, je nach Umfang ihrer Lästerei und des Schadens, den sie angerichtet hatte. Sie würde so entsetzlich stinken, dass niemand sonst den Toten das Grabgeleit geben würde, nicht einmal ihre Liebsten. »Ihre Zunge wird auf einem Karren verrotten und zum Himmel stinken!«, schrien die Leute, wenn das Gerede ans Licht kam. Wenn die Klatschbasen diese Verwünschungen hörten, hielten sie sich für einige Zeit zurück, beteten Dutzende Rosenkränze ... und verfielen dann wieder ihrem Laster.

Tante Margarida war sich sicher, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Mit ihren einladenden Hüften konnte sie sich nicht überall in der Stadt blicken lassen, und auch ihre Brüste und Beine waren fest und straff, einfach umwerfend. Darum kam sie dem Gerede zuvor, noch bevor es begann. Bei uns diktierte der Neid die Regeln, und meine Tante stellte sie nicht in Frage. Vielleicht hatte sie tatsächlich jenes Stadium des Erwachsenseins erreicht, in dem man eine Familie gründet und nicht länger auf Ameisenjagd gehen oder Stunden mit Nichtstun verstreichen lassen kann. Nachts träumte sie oft von Kindern, während wir auf einem alten Ingabaum ruhten, in die langgezogenen, einladenden Astgabeln geschmiegt wie in eine Umarmung, den Blick auf seine schlangengleichen Früchte gerichtet. Im Morgengrauen wiegte er sich hin und her, und sein Laub raschelte unheilvoll und wisperte Geschichten, die wir einander mit leiser Stimme weitererzählten. Wir empfanden ein wohligh wärmendes Gruseln, das in der tiefsten Traumwelt der Sümpfe ebenso pulsiert wie in der Mittagsruhe braver Kinder. Der Baum roch nach Schatten und dunklen, verborgenen Dingen.

Die Sterne über uns strahlten ruhig und klar. Im August tauchte das Licht des Sonnenuntergangs alle und alles in ein zartes Orange. Dann kam das rostige Goldgelb und schien den Rest des Nachmittags zu verbrennen. Wenn die Sonne unterging, konnte man vom Baum aus das andere Ende der Welt sehen, wir konnten es sogar riechen: den Geruch von deftigen Worten, gut durchgezogenen Bemerkungen, nach Stunden aufgetischten Sätzen. Wir Kinder ergingen uns in der Zwischenzeit in wilden Spekulationen: dass die Nacht den Tag getötet hatte und dass die Farben um uns herum die Etappen seines Kampfes und Todes waren, von dem sie in allen Einzelheiten kündeten.

Tante Florinda hielt oben im Ingabaum regelrecht Hof. Sie erzählte ihre Geschichten wie ein Jahrmarktschreier: Mit dem Gelb entzündete sich der Streit zwischen Tag und Nacht, es war der Beginn des großen Kampfes; das Violett war der erste Messerstich, gefolgt vom Todesstoß; das Tiefrot das am Horizont vergossene Blut des Tages; und zuletzt das Zwielflicht der Dunkelheit: Das war die Nacht, die den Leichnam des Tages fort schleppte, um ihn in den Abgrund am anderen Ende der Welt zu stoßen und endlich seinen Platz einzunehmen. Um den Tag zu töten, benutzte die Nacht einen besonderen Dolch, besetzt mit Brillanten, die sich nach der Tat zerstreuten und zu dem wurden, was wir Sterne nennen.

Der Himmel meiner Heimat ist schöner, weiter und tiefer als irgendwo sonst. Wenn die Legende vom Kampf zwischen den beiden Riesenwesen – der Nacht und dem Tag – erzählt wurde, gab auch ich immer meine eigene Version zum Besten:

»Unsere Liebe Frau bestickt den Himmel für uns, einen Stoff, der kein Ende kennt. Es ist, als gäbe es einen Himmel für jede Nacht und für jeden Ort, der uns begleitet. Unsere Liebe Frau hat uns diesen Himmel hier geschenkt. Der Tag stirbt nicht, sie

deckt ihn nur zu, damit wir unter einer dicken, jahrtausendealten Decke schlafen. Durch winzige Löcher im alten Stoff dringt das Licht, damit wir nicht völlig im Finsternen sind.«

Tante Florinda lachte nur und erzählte die Geschichte bei allen Nachbarn herum, wobei sie natürlich auch ihre Antwort wiederholte:

»Unsere Liebe Frau hat etwas Besseres zu tun, als immerfort zu sticken.«

Und jedes Mal, wenn sie das sagte, wurde ich aus meinem Traum gerissen.

Wenn ich morgens erwachte, war die Zeit ausgefüllt. Der Tag verging weder zu schnell noch zu langsam, alles war neu und aufregend, allen Entdeckungen begegnete ich ungezwungen und mit großer Gelassenheit. Alles hatte gewaltige Ausmaße, vom Haus bis hin zu den Früchten. Ich glaube, mit den Jahren sehen wir nicht mehr so genau hin, riechen und ertasten weniger, die Lebensenergie schwindet, Ablenkungen und Alltagspflichten trüben nach und nach unsere Wahrnehmung. Die Weite der Kindheit, in der wir das Gewaltigste und das Kleinste erfassen, geht uns verloren.

In einem entfernten Winkel des großen Hofes, dort, wo er in den Garten übergang, standen uralte Mangobäume. Wenn sie Früchte trugen, war der Boden mit Mangos übersät. Es roch nach den verschiedensten Mangosorten. In den vollen Laubkronen tummelten sich Aras und andere Vögel. Vogelpaare, die ein Leben lang zusammenblieben, einander treu bis in den Tod und darüber hinaus, turnten geschickt in den Zweigen. Die Mangobäume, die wir wegen ihrer ausladenden Formen *Bahaiannerinnen* nannten, teilten die Früchte großzügig mit allen Tieren, von den großen bis hin zum Krabbelgetier – sogar mit den Kühen unseres Nachbarn Tenório. Sie streckten die Hälse durch die Zäune und lernten, sich mit jedem Muh eine Frucht zu er-

betteln. Es fehlte nur noch, dass sie »bitte« oder »um der Liebe Gottes willen« sagten. Alles schwelgte im Überfluss. Wenn eine kleine, frühreife Mango vom Baum abfiel, steckten wir ein Stöckchen hinein, ans andere Ende eine größere Mango und in diese vier weitere Stöckchen, die Arme und Beine darstellen sollten.

Die verbotene Frucht war ein Apfel?

Nur weil Eva die Mango nicht kannte!

Unsere Gesichter waren bis über beide Wangen saftverschmiert, die Hände bis hinauf zu den Armen, und schon war unsere Welt eine andere.

Wir hatten köstliche Alternativen, die uns glücklich machten, brauchten keinen Luxus oder Aufregenderes als unsere kindlichen Streiche. Während die Kinder in der Großstadt mit Legosteinen spielten, hatten wir unsere Ameisen. An jedem Tag begann immer wieder alles von neuem, und das war großartig. Das Leben bedachte uns mit Zärtlichkeiten, war voller wunderbarer Erfahrungen. Nicht, dass wir nicht auch Schlimmes erlebt hätten, aber es verweilte nicht, streifte uns nur im Vorübergehen, wie der Nordwind oder die Aras, die uns nicht gehörten.

Meine beiden Tanten stammten aus einer traditionell vorwiegend weiblichen Familie. Florinda war die Einzige, die sich weigerte, die typischen Schuhe zu tragen, die die jungen Frauen von ihren Patentanten geschenkt bekamen. Von diesen Schuhen träumten alle Mädchen, sobald sie die Pubertät erreichten: Je nach Vermögen waren die Spitzen mit glitzernden echten oder falschen Schmucksteinen bestückt.

»Diese Schuhe sind dafür gemacht, vor Gott zu treten, die trägt man nicht zum Spaß oder macht sie schmutzig – man zieht sie erst zur Verlobungsfeier an«, sagte die Patentante, wenn sie ihrem Patenkind zum zwölften Geburtstag den »unbefleckten Korb« voller Geschenke überreichte: Armreifen, Samtbän-

der, Haarnadeln, Parfüm – Waffen für den Kampf der Verführung, die nicht vor der Zeit eingesetzt werden durften, wollte man nicht Chaos stiften.

Sobald jemand Florinda damit in den Ohren lag, sie solle endlich heiraten und einen guten Ehemann finden, gab sie vor, auf Toilette zu müssen. Dann kletterte sie auf der Flucht vor diesem verhassten Thema aus dem Fenster und an der Bougainvillea hinab, die vor ihrem Zimmer wuchs. Sie hatte den Tratsch und die Ratschläge satt, die sie während der Sonntagsmesse zu hören bekam, wollte nicht länger die haarige Hand des Priesters küssen, sich brav hinsetzen und Braten essen; sie wollte fort von hier, sehnte sich nach einer Gelegenheit, auf die Landstraße zu laufen und zu verschwinden, weit weg von hier oder wenigstens weg vom langweiligen Alltag. Die Schuhe, sagte sie, würde sie irgendwann im nächsten Jahr anziehen. Dann lief sie zur Straße, die am Friedhof vorbei zu entlegenen Höfen und an Orte führte, die für uns tabu waren.

Sie wuchs heran, wurde fünfzehn, sechzehn und ritt immer noch am liebsten aus, sprang mit dem Pferd über Hindernisse, die Haare im Wind flatternd, die festen Brüste vorgereckt und frei, so dass sie mit den Sprüngen des Pferdes auf und ab hüpfte. Beim Reiten spannte sie die Oberschenkel an und lockerte sie wieder, verlagerte ihr ganzes Gewicht auf sie, rieb sich am Rückgrat des Pferdes. Sie verströmte einen Duft nach gerösteten Mandeln mit Honig und Schokolade, lag auf dem Pferd, als wäre es ihr Liebhaber und sie ein unbezähmbarer Wind. Wer sie sah, war wie berauscht. Ihr Anblick war erregend und beklemmend zugleich, er ließ einem auf unerklärliche Weise das Wasser im Munde zusammenlaufen, ohne dass man gewusst hätte, woher dieses Gefühl kam und wie man es wieder loswurde. Das Pferd wieherte, verdrehte den Hals und leckte verstohlen ihren Knöchel. Nichts hätte die Hitze derer zu dämpfen vermocht, die die

beiden so sahen. Wir mussten uns in den Fluss stürzen, untertauchen, hin und her rennen und nervös lachen, um uns von diesen ungewohnten Empfindungen zu befreien. Tante Florinda gehörte zu den Jugendlichen, die sich um Mitternacht auf dem Friedhof trafen, die mit Vorliebe den Vollmond betrachteten und Ungeheuer darin zu erkennen glaubten, die mit dem fahrenden Volk durch die Welt ziehen und mit dem Zirkus durchbrennen wollten – und sie war mehr als meine Freundin, sie war meine Vertraute.